

die beiden Englein im Himmel. Aber er unterbricht diese Vorstellung und fragt nur mit Besorgniß: „Hörst Du auch nicht, Trizel, bist Du nicht kalt?“ „Rein Wetterchen, versichert überglücklich das holde Kind, „ich bin ganz warm.“

„Eins müßte sie aber noch haben,“ bemerkte Alice in ihrer ersten Weife, „und das sind Ballschuhe.“

„Aber sie hat ja doch die schönen neuen Knöpfstiefelchen, die so prächtig sitzen,“ entgegnete die Mutter, „die sind doch gut genug.“

„Ballschuhe,“ höhnte Papa Hagemann, „ich dachte, Ihr hättet gerade genug Geld verschwendet,“ dabei beugt er sich seufzend in seine Sofaecke zurück, mit dem festen Entschluß, sich von nun an ganz neutral zu verhalten.

„Aber Alice hat Recht,“ stimmte Bella bei, „zu einem richtigen Ballstaat, wie dieser gehören auch weiche Ballschuhe.“

Lily hat sich niedergelauert und den Saum des dunklen Kleides ein wenig aufgehoben, so daß die niedlichen Füßchen der kleinen Balldame sichtbar werden. Allerdings stecken sie nur in schwarzen Schuhen, aber diese sind auch äußerst zierlich.

„Was meinst Du dazu?“ fragt der Better Ehregott, sich direkt an seinen Liebbling wendend. „Sprich Dich nur ganz offen aus, Trizel.“

„O, Ihr habt Alle schon so viel für mich gethan — und die schwarzen Schuhe sind ja neu — ich kann —“

„Ja, und dann sind noch die weichen Handschuhe,“ fällt ihr die Mutter in's Wort, „die müssen unbedingt sein.“

„Da müßt Ihr doch eigentlich schwarze nehmen,“ bemerkt der Better Ehregott mit wüthender Miene, „Handschuhe und Schuhe sollen immer harmoniren und schwarz schmeckt auch nicht so, wenn extra einer oder der andere Länger seinen Droschke aufgefährt haben sollte, wo dann immer Spuren zurückbleiben.“

Die vier Schwestern lächeln einander an, sie wissen ganz genau, daß in diesem Fall ihr lieber Better auf dem Holzwege ist, indessen widersprechen möchten sie ihm, ter es so gut meint, doch nicht.

Als die später alle Töchter zu Bett sind, wird die Schuhangelegenheit noch einmal in Beratung gezogen und zwei Stimmen gegen eine entschieden sich für Ballschuhe, mit der Klausel: Wenn sich's thun läßt.

Papa Hagemann hebt mit lautem Gähnen die Sitzung auf und mit der Bemerkung: „Ihr seid wohl übergeschnappt,“ begibt er sich zu Bett.

Als endlich der heiß ersehnte Balltag erschienen ist, wird am Vormittag ein an Beatriz adressirtes Kästchen am Hause abgegeben, das Lily eifrig heraufholt und ihrer Schwester überreicht.

Beatriz nimmt die Sendung in Empfang und in Gegenwart von Mutter und Schwester wird die Schmutz gelöst und der Dedel abgenommen. Ein Paar feiner niddlicher Schuhe, aus weichem Atlas, kommt zum Vorschein, oben auf aber liegt ein zusammengefaltetes Papier.

„Ich glaube gar, er hat die Rechnung mitgeschickt,“ ruft Frau Hagemann aus, „das hätte er sich ersparen können, es ist Alles berichtet.“

Beatriz legt achtlos das Papier beiseite, nimmt die Schuhe heraus, küßt sie, drückt sie an sich und ist außer sich vor Freude.

„Es ist keine Rechnung, Mama,“ bemerkt in seiner Weife, „es ist etwas von Better Ehregott Geschriebenes, ein Brief.“

Ihre Schwester sacht hastig nach dem Schriftstück, faltet es auseinander und lacht — lacht, daß ihr die Thränen über die Wangen perlen. Als sie sich etwas fassen kann, liest sie den Inhalt vor, er lautet:

„Widmungsgebiht für Beatriz Hagemann, bei Ueberlieferung der ersten Ballschuhe.“

Liebe Beatriz!  
Den rechten Schuh hab' ich bezahlt,  
Den linken gibt die Mutter.  
Sie sehen beide wie gemalt,  
Fühl' nur das seid'ne Futter!  
Da zieh' sie an und tanze flott,  
Das wünscht Dein Better Ehregott.

Die lebhafteste Heiterkeit, die dieses Widmungsgebiht erweckt, fällt für den ganzen Tag vor und als der Dichter später zum Mittagessen kommt, erhält er den wärmsten Dank und ein paar Küsse von dem kleinen Mädchen, das seinem guten, ehrlichen Herzen so nahe steht.

Infolge eines allgemeinen Familienrathes ist beschlossen worden, daß Bet-

ter Ehregott Trizies einzige Ehrenwache auf dem Ball bilden soll. Frau Hagemann hält ihre einfache Garderobe für eine solche Schaustellung als ungenügend und neue Ausgaben — nein, das ginge doch nicht! Herr Hagemann seinerseits, geht ohne seine Gattin niemals in Gesellschaft und bleibt lieber daheim, seinem Better die Betretung seiner Vaterwölde gern überlassend. Dieser ist völlig im seinem Fahrwasser und wird sich in jeder Hinsicht auf's Beste präpariren.

Sehen Abend erscheint ein Bote mit dem Ballbouquet, für Beatriz, welches Mr. Andrews selbst ausgewählt hat. Es besteht aus weißen Rosen und Maiglöckchen, die sich um einen Mittelpunkt von Weiden reihen.

Der junge Herr hat sich seit seinem ersten Besuch dann und wann auf ein Stündchen eingestellt und das Vertrauen, welches die Familie in ihn setzt, immer mehr befestigt.

Als die älteren Schwestern von ihrem Tagewort heimgekehrt sind, kleiden sie gemeinschaftlich ihr jüngeres Schwesterchen an. Die Augen der lieben Mädchen strahlen dabei von Stolz und Freude, das beste Werk, an das sie ihre geschickten Hände je gelegt, ist ja sie, ihre geliebte, kleine Balldame, in dem weichen, zartschimmernden Kleide. Schön ist sie in der That, schön, wie „ein Gebild von Himmelshöhn.“

Alle haben noch ein liebevolles Wort, eine herzliche Mahnung in Bereitschaft, nur Better Ehregott verzichtet auf jede derartige Kundgebung, er hat mit sich selbst genug zu thun und hat schon seit einer Stunde sein Zimmer nicht verlassen. Seine Toilette läßt am Feinheit und Neuheit nichts zu wünschen übrig, auch hat er sich noch kurz vor seiner Heimkehr Haare und Bart verschneiden lassen, welche Prozedur der Haarfürstler so gründlich betrieben hat, daß sein Haupt und Antlitz an ein Stoppelfeld erinnern, über welches der Wind streicht. Doch ist leger reichlich mit dem Duft von Haarbalsam gewürzt, so daß man Trizies Ballworte an diesem Freudentage zehn Schritte weit riechen wird.

Und nun fährt unten eine Kutsche vor, wenige Sekunden später erscheint Mr. Andrews strahlend vor Glüd. Er ist, wie Alle, die ihn sehen, betonen müssen, ein bildschöner junger Mann, in seinem feinen Ballanzug, mit einer weißen Rose und einigen Weiden im Knäufel und einem zärtlichen Blick in seinen hübschen, dunklen Augen.

Als er Beatriz in ihrer zauberhaften Schönheit vor sich sieht, stobt ihm der Athem. Es ist gut, daß Better Ehregott zur Eile mahnt, die Mutter rasch mit Mantel und Schleier für ihr Töchterchen bei der Hand ist und das Pärchen förmlich die Treppe hinab und in den Wagen getrieben wird.

„Na, Kinder,“ sagt Better Ehregott im Duschintrollen, „heute wollen wir mal vergnügt sein, ich bin ganz der Surige und Ihr seid ganz die Meinigen.“

Und so fahren sie der gewissen „Tochter aus Elysium“, genannt Freude, direkt in die weit geöffneten Arme.

### Der Tintenstef.

Erzählung von Heinrich Dornberger.

Es ist eine ganze einfache Geschichte, die ich da erzählen will. Eine Geschichte, die sich vor wenigen Tagen um einen Tintenstef abgespielt hat.

Ich war also — um gleich, ohne viel Umschweife zu meiner Geschichte zu kommen — verliebt. Ganz wahnsinnig verliebt. So verliebt, wie man mit seinen vierundzwanzig Jahren nur sein kann. Der „Gegenstand“ meiner Flamme war eine Schauspielerin. Eine Schauspielerin dritten Grades, die — nicht nur auf der Bühne — die kleine Komete spielt.

Sie hieß Klara. Wer hatte nicht auch schon wenigstens einmal eine solche Klara, die eine, wenn auch noch so kleine Rolle im Leben spielt? Jeder glaube ich. Ich also auch — nur daß mir die Rolle, die sie spielte, eine abscheuliche schien. Ich hatte nämlich Anlaß zu glauben, daß sie mich betrüge. Daher: Vorwürfe, Thränen, eine heftige Scene und endlich der Bruch.

Ja, der Bruch!  
Sie wollte mit einem solchen Unmenschen, einem solchen Dethello nichts zu thun haben. Nein, nein und nein! Kurz, sie wies mir die Thür.

Ich ging, tief beleidigt in meinem Mannesstolz. Aber — ich kam wieder. Umsonst. Die Thür sei für mich verschlossen, hieß es.

Gut denn, gut. O, sie sollte sehen,

daß mir nicht so viel daran lag; nicht so viel. Ich sollte...  
Ich weiß nicht, was ich alles wollte. Eines nur weiß ich, ich war verzweifelt, und wollte fort, um sie zu vergessen, um...  
Aber wohin?  
Einerlei wohn. Fort. Weit fort. Nur nicht zu weit. Nur so weit, daß mich ein Briefchen Klärchens bald treffen konnte. Denn das Briefchen mußte kommen, es mußte. Und es würde nur ein Wörtchen enthalten: „Komm.“

Diese Hoffnung gab mir denn auch den Muth zur That. Ich reiste ab. Zu meinen Großeltern. Wöglich. Dort — das mußte ich — wurde ich immer mit offenen Armen empfangen, dort war die Thür nicht für mich verschlossen.

Meine Ankunft war eine unglückliche Ueberraschung. Die Freude eine echte, herzliche, wohlthuende.

Meine Großmutter, mein Großvater, die beiden Tanten, die Dienerschaft, die Cousinen — von denen die eine noch auf allen Vieren kroch, während die Aelteste schon konfirmirt war sie alle warteten, mit dem Aufsehen, mich zu empfangen wie möglich zu machen, mich zu verhätscheln und mich zu verwöhnen. Ja, das wäre alles ganz reizend gewesen, wenn...  
Wenn die Erinnerung an Klara nicht gewesen wäre.

In den ersten Tagen ging es noch, obwohl ich da auch nervös, zerstreut und gereizt war.

Ich hatte zu Hause den Auftrag gegeben, mir alles, was die Post brachte, nachzuschicken, und es kam alles; Zeitungen und Briefe, ja auch Briefe, nur keiner von ihr.

Gar kein Zweifel, Klara wollte ernstlich brechen mit mir.

Ich aber — hielt das nicht aus. Nein, nein. Meine ganze Seele klammerte sich förmlich an dies eine Weib, das ich jetzt verlieren sollte, und ich wollte es mir zurückerobern, ich wollte mich bemühen, sie um Verzeihung bitten, Alles, Alles wollte ich thun, nur um sie nicht zu verlieren, nur um ihre Liebe zu erhalten. Und eines schönen Tages setzte ich mich hin und schrieb einen Brief.

Was ich schrieb?  
Rein Gott, Alles, was ein wahnsinnig Verliebter eben schreiben kann. Von meiner Verzweiflung, meiner Liebe, meiner Reue, Entschuldigungen, Versprechungen, Schwüre. Alles das floß nur so aus meiner Feder, Seite um Seite wurde so in fliegender, febernder Hast mit meinen Schweißgüßen bebedt, nur meine Unterschrift fehlte noch. Ein kühner Zug und — da hatte man's, da war der Tintenstef da.

Was thun?  
Noch einmal schreiben?  
Nein. Es giebt Briefe, die man nur einmal schreibt.

Was also thun, Rabieten? Ich hatte kein Messer hier. Da auf dem Tische — es war der Schreibtisch meiner Cousine Helene — auch keines.

„Helene,“ rief ich.  
„Du wünschst!“  
„Hättest Du kein Radiermesser? Ein garstiger Tintenstef hat meinen ganzen Brief ruinirt.“

„Gewiß. So, da hast Du.“ Und sie legte nun ein ganzes kleines Arsenal von Messern, und ein ganzes Buch von Löschpapier hin. Dabei fiel ihr Blick auf den Brief, auf den Tefel und dann — auf mich.

„Better Hans,“ sagte sie, „soll ich Dir etwas sagen?“  
„Nun?“ fragte ich.  
„Du bist im Begriffe — eine Dummheit zu machen.“

Ich lachte kurz auf.  
„Wirklich? Erkläre Dich ein bißchen deutlicher, was Du eine Dummheit nennst.“

„Der Tintenstef geht so nicht raus. Mit Deiner Nervosität und Deiner schweren Hand ganz gewiß nicht. Soll ich's versuchen, ihn wegzubekommen?“

„Gewiß,“ und ich athmete erleichtert auf, daß „die Dummheit“ sich nur auf den Tintenstef bezogen hatte.

Ich stand also auf und mein Cousinchen nahm vor dem Schreibtische Platz und beugte sich eifrig über den Briefbogen, an dem sie emsig zu schabern begann.

Wie reizend sie war. In diesem Augenblicke erst schien ich's zu sehen, schien ich's zu empfinden. Jetzt, da die Sonne goldene Lichter um ihr Köpfchen wog, so daß ihr goldblondes, glänzendes Haar ausfah wie ein leuchtender Glorienschein.

war hübsch; sehr hübsch, dieses Mädchen, in welchem schon das Weib zu erwachen schien.

„So,“ sagte sie endlich. „Wie Du siehst, ist der Tintenstef fort.“  
War es ein Irrthum, oder zitterte ihre Stimme. War es... Doch nein, es mochte wohl ein Irrthum sein. Da sah sie so ruhig, so unbeweglich fast, und fuhr nur mit dem Fingerringel glättend über die radirte Stelle.

Wie reizend sie war! wie wirklich entzückend. Jetzt, wo die Sonne goldene Lichter um ihr Köpfchen wog, jezt wo ich... wo ich zum erstenmale sah, daß das Mädchen kein Kind sei, nein, ein Weib... Ein... Weib!

Und in diesem Augenblicke war es mir, als ob ich träumte. Ein ganzes Leben durchträumte. Und als sei alles, was ich bisher erlebt, in weite Ferne gerückt. Als sei alles, was ich empfunden, gefühlt, gedacht — verblaßt und förmlich zur Erinnerung an längst vergangene Tage geworden.

Auch Klara. Ja, auch sie. Ihr Bild verschwamm mehr und mehr, und ging in ein anderes über. Ein ganz anderes, und ich sah ein Köpfchen... Ein Köpfchen, um das die Sonne ihre goldenen Lichter wog, und mir wurde ganz seltsam zu Muth.

Ich träumte.  
„So,“ sagte Helene und stand auf. Dadurch schredte ich aus meinem Traum wieder auf.

„Ich... danke,“ sagte ich und nahm den Brief.

Der Tefel war fort. Der Tintenstef. Da aber... was war das? Waren das nicht...  
Ja, das waren Thränen.

„Helene!“ rief ich aus. „Du hast geweint.“  
Da war's mit ihrer Ruhe vorbei. Laut schluchzend rief sie aus: „Kann ich denn dafür, wenn ich Dich liebe!“ und schluchzend und immer weiter schluchzend, sank sie mir an die Brust, mir, der ich meine Arme weit geöffnet hatte.

Ich aber...  
O, ich bin der seligste aller Menschen, und preise die Frauen, von denen gewiß keine einen Tintenstef radieren könnte, ohne den Inhalt des Briefes zu lesen, eine Gewohnheit, durch die, wie man sieht, viel, aber sehr viel Glüd gestiftet werden kann.

### Mißverständen.

Eine Geschichte aus dem Soldatenleben. Von Theodor H. H.

Die gefürchtete Abrihtungszeit war wieder einmal vorüber, und für heute sollte das ganze Regiment — die junge Mannschaft zum erstenmale in den „alten Dienern“ vereint — einen größeren Übungsmarsch unternehmen. So stand es im letzten Befehle, so hatte es der Herr Oberst bestimmt und es war daher nur selbstverständlich, daß auch das Wetter Obdre parirte und ein selten freundlicher Spätherbsttag zu werden versprach.

In den einzelnen Mannschafszimmern ging es in aller Früh schon äußerst lebhaft zu. Die Mannschaf stand natürlich bereits lange vor der Zeit in voller Marschajustirung fix und fertig da, um ja nicht die Ungünstigkeit der gestrigen Chorgen zu erregen, welche letztere dafür mit der durch ihre Stellung gerechtfertigten Lässigkeit und Behaglichkeit Toilette machten.

Auf dem Mannschafstische, jenem Urquell und unerschöpfbaren Fond ungezählter Kaffeearreste und Zimmertouren, dessen altersgraues, halbermorsches Holz kein dem 1. und 1. stehenden Heere oder den beiden Landwehren angehöriger Mann jemals, der Vorschrift entsprechend, blendend weiß zu reiben vermochte, standen noch unterschiedliche, mit Einbrennsuppe gefüllte Eßschalen, woraus die trotigen Krieger die Kraft schöpfen sollten, einem mehrstündigen Übungsmarsche furchlos und start entgegenzutreten.

Vor der Zeit alt und klein gewordene Reste des so überaus nahrhaften Kommissbrodes, dieses als unrettbar dargestellten militärischen Zahneigungsmittels, wurden von Einzelnen theils in die dampfende Brühe getaucht und erweichet, theils tollkühnerweise im harten Naturzustande, durch die obligaten Wege genützt, verzehrt, als sich plötzlich von der Thüre her ein marterschlitterndes „Habt Acht!“ vernahmen ließ. Alles stand wie aus Erz gefesselt. — „Weiter machen!“ Klang es gnädig von den Lippen des höchst unermüdeten weise jezt schon eingedrungenen Offiziers.

Und was für ein Offizier war das! Herr Oberleutnant Zimmermann, von dessen „Stüdeln“ das ganze Regiment

— einschließend der Musik — zu erzählen wußte.

Unter dem Herrn Oberleutnant waren jezt deutlich wahrnehmbar zwei schmerzbedachte Insanternier, ihrer besonderen militärischen Dienstleistung nach Offiziersdiener, aufgetaucht.

„Abgehen!“ kommandirte der Herr Oberleutnant, auf den ominösen Tisch deutend, worauf, um Platz zu schaffen, die zerstreut herumstehenden Eßschalen sofort von einem Duzend fleißiger Hände zu einer wahren „Reinheitsburg“ zusammengeschoben wurden.

„Zugführer Schlantel!“ schmetterte jezt der Oberleutnant in den Saal hinein.

Der Gerufene stürzte aus dem Halbthür herab und sprang mit einem kräftigen „Zu Befehl, Herr Lieutenant!“ in Positur.

„Zugführer Schlantel,“ wiederholte man in förmlich wohlwollendem, von sehr guter Laune zeugendem Tone der Oberleutnant, „hier übergebe ich Ihnen zwei ganze Schinken, einige gebratene Hühner, sechs Flaschen Wein nebst hierzu erforderlichen Weißbroden, verstanden?“

„Zu Befehl, Herr Oberleutnant!“ erwiderte der etwas überraschte Zugführer, obwohl er demalsten thatsächlich noch weit davon entfernt war, die Sache zu verstehen.

„Vertheilen Sie das an Ihren Zug — verstanden?“ ließ sich darauf der Oberleutnant weiter vernehmen.

„Ja wohl, Herr Oberleutnant!“ log nachmal's der bereits auf's Neueste gekramte Zugführer. — Die Sache mußte sich ja gleich auflären.

„Aber vernünftig und gerecht, nächst, daß auf Einen Alles kommt und auf den Anderen nichts — verstanden?“ mahnte noch der Herr Oberleutnant.

„Unerböt!“ Der brave Unteroffizier war verblüfft, so verblüfft, daß er die Antwort schuldig blieb; es schien ihm völlig die Rede verfallen zu haben; förmlich hilflos blickte er den immer „unheimlicher“ werdenden Offizier fragend an.

„Ja, ist Ihnen etwas nicht klar?“ fuhr der Letztere daher auf, und die frühere gute Laune schien bedenklich rasch verfliegen zu wollen, „ich glaube, ich spreche deutlich und verständlich.“

Die allezeit getreue, unglückliche Charge nahm einen verworrenen Anlauf; „Herr Oberleutnant, bitte gehorsamst, jezt gleich?“ brachte er endlich mühsam heraus.

„Ja, um Gotteswillen! Zugführer! Sie werden wahrhaftig lächeln —“ der Herr Oberleutnant sprach das harte Wort im Angesicht des ganzen Zuges noch nicht aus, aber er zeigte bereits in schwer mißzuverstehender Weise mit dem Finger auf die Stimme.

„Wann denn?“ — Bis wir nach Hause kommen etwa?! — Selbstverständlich jezt, und zwar sofort, tummeln Sie sich!“ Damit machte der Herr Oberleutnant „Rehri“ und ging sporenstreichend und föhelschreiend von dannen.

Der arme Zugführer blickte dem Entschwindenden mit äußerst betäubender Miene über den ganzen Gang nach, hoffend, der Herr Oberleutnant werde noch ein erläuterndes, das Räthsel lösendes Wort zurückrufen. Als dies aber nicht der Fall war, schüttelte 1. und 1. Zugführer Franz Schlantel recht sorgenvoll das Haupt. Er hatte die feste Ueberzeugung, daß die Sache sehr schlimm enden werde, aber er fühlte auch, daß er außer Stande sei, das Unheil abzuwenden. Was in aller Welt war da vorgegangen? War es eine hochherzige Spende eines edlen Gönners? Feierte man vielleicht heute den Gedächtnistag an irgend eine glorreiche Schlacht, an welcher das Regiment wahrreichen Antheil genommen hatte? Dazu wollte wieder der Übungsmarsch schlecht passen. Doch die Zeit drängte! Der Zugführer sprach sich daher — so wenig richtig ihm die Sache auch vorkommen mochte — selbst Muth zu. Was konnte ihm schließlich geschehen? Er vollzog nur einen klar und deutlich ausgesprochenen Befehl. Nach Gründen und Ursachen hatte er nicht zu fragen. Der Herr Oberleutnant war ihm weder Rechnung noch Erklärung schuldig! Er hatte nur zu gehorchen und dies wollte er thun!

So rief er denn, durch seine Betrachtungen einigermaßen getrübt, die Mannschaft rasch zusammen, bestellte die auch äußerst verduht dreinschauenden beiden Gefreiten zu Vertheilern und sah unter gewissenhafter Wahrung des Gefühls, welches diese unerwartete köstliche Bewirthung umgab, darauf, daß den Befehle gemäß, vernünftig und gerecht! vorgegangen werde. Ihm selbst wollte es trotz Allem nicht munden. Nur von dem Weine nahm er etwas.

Zu früh wurde der Zug auf den Kasernenhof zur großen, gemeinsamen Aufstellung gerufen.

Mit leuchtenden Augen, zum Theil noch tauend, schmagend, schmagend, trat die überglückliche Mannschaft, die nicht wußte, wie ihr Geschehen war, an.

Als der Hauptmann, welcher unten gewartet hatte, seine Kompanie musterete, fiel ihm wohl das erregte Wesen des ersten Auges etwas auf, doch da sonst Alles in Ordnung war, fand er keinen Anlaß zu einer Frage.

Bald darauf erschien der Oberst hoch zu Roß, nahm die verschiedenen Uebungen entgegen, kommandirte: „Doppelreihen rechts! Marschiren — Marsch!“ und hinaus ging es in den frischen Morgen, stramm und wohlgerathen, wobei der Schlantel'sche Zug durch Haltung und Aussehen geradezu die Bewunderung der um diese Zeit schon flüggen Vertreterinnen der dienenden Klasse erregte.

Längst hatte man bereits die Sadtweit hinter sich gelassen, war der breiten Reichsstraße entlang bergauf, thalab marschirt und nun schied man an einer Stelle, wo ein reizendes Gelände zu beiden Seiten der Straße auflieg, endlich am Ziele angelangt zu sein. Der Herr Oberst ließ nämlich „Halt!“ kommandiren, befahl „Pyramiden“ anzulegen, ließ selbst vom Pferde und begab sich, gefolgt vom dem gesammten Offizierskorps zu einer besonders einladenden Stelle, um gleichfalls kurze Rast zu halten. Der Adjutant hatte alsbald unter tausend Versicherungen, wie lässig und beschwerlich ihm dieses Kleidungsstück heute sei, seinen Mantel abgelegt und ihn an einem geschäftigen Plätschen ausgebreitet, worauf der Regimentskommandant, der seinen eigenen Mantel natürlich anbehielt, dem verdienten Adjutanten unter einigen sehr gelungenen Wigen über das marmende Feuer der Jugend, thatsächlich die Ehre und Gnade erwies, auf dessen liebreichem Platz zu nehmen. Der sonst so geftrenge Herr Oberst sah in diesem Augenblicke außerordentlich launlich aus, besonders als er sich mit einem freundlichen „Nun könnt's losgehen, Herr Oberleutnant!“ an seinen wackeren Adjutanten wendete:

„Zu Befehl, Herr Oberst! — Sofort!“ gab dieser zurück und sprang den Abhang hinab, wiederholt laut den Namen „Zugführer Schlantel!“ rufend. Endlich hatte er den Gesuchten ausfindig gemacht. — „Ja, was ist's denn?“ rief er kempfelnd schon von Weitem entgegen. — „Sie sehen ja, die Herren warten schon! Rast lassen Sie die Leute vorziehen, die Sie mit dem Frühstück beladen haben.“

In dem bedauernswerthen Zugführer stieg jezt eine furchtbare Ahnung auf.

„Herr Oberleutnant, ich bitte gehorsamst,“ entgegnete Schlantel mit zitternder Stimme, „ich habe jedem Einzelnen im Zuge seinen Theil gegeben.“

Der Oberleutnant schien dies nicht zu verstehen, er stuzte ein wenig und rief dann: „Doch nicht zerstückt?“

„Zu Befehl, Herr Oberleutnant, ich sollte doch —“

„Was, wie ein Hundsfutter zerstückt, und das sollen jezt der Herr Oberst und die Herren, die zu dem Frühstück zusammengelagt haben, essen?“

Jezt ward dem unglücklichen Zugführer Alles klar, er kniete zusammen wie ein unterbrochenes Rohr im Laube, seine Kniee schlotteten, er versuchte ein-, zweimal zu sprechen, es ging nicht.

Der Adjutant betrachtete indessen selbst mit größter Urruhe, den plöthlich gänzlich fassunglosen Zugführer, und mit einmalem stieg auch in dem Offizier eine ganze schreckliche Vermuthung auf.

Er trat ganz nahe an den vollständig gebrochenen Unteroffizier heran, packte ihn mit drei Fingern bei der Nase, schüttelte ihn ein wenig, als ob er ihn in's Leben zurückrufen wollte, und rief dann mit gleichfalls bebender Stimme: „Schlantel, um Gottes Willen! Sie haben mich doch nicht mißverstanden!“

Schlantel nickte nur still und mühsam.

„Gefressen!“ riefte der Oberleutnant und prollte, wie von einer Wiper gestochen, drei Schritte zurück.

„Ja wohl, Herr Oberleutnant!“ bestätigte nun Schlantel ernst und feierlich und mit leuchtenden Augen.

Der Oberleutnant und Regiments-Adjutant Hugo Zimmermann aber hob die Rechte wie zum Schwur gen Himmel und sprach: „Seit das Regiment gegründet wurde, war kein solches Miß Zugführer!“

Sprach's und ging gesenkten Hauptes zu dem offizierbedeckten Hügel —